

Israels Weg – ein Weg zu einem Schatz von Glaubenssätzen? Aufgezeigt an der Gestalt des Matthäus-Evangeliums

1. Nicht soziale Probleme bewegten Matthäus

Das Matthäus-Evangelium wurde – wie alle jüdischen Schriften – nicht für irgend welche Einzelpersonen, sondern für eine Glaubensgemeinschaft verfasst. Nimmt man das ernst, müsste eigentlich eines auffallen: Im ganzen Evangelium spielen – im Unterschied etwa zum Lukas-Evangelium soziale Probleme überhaupt keine Rolle.

Weshalb wohl?

Wenn man bedenkt, dass das Matthäus-Evangelium *nach* der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, nach dem Untergang des jüdischen Staates also, verfasst wurde – das heißt zu einer Zeit, in der viele Juden aus Palästina geflohen waren und damit vielfach auch ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten, dann fällt es schwer sich vorzustellen, in den judenchristlichen Gemeinden, für die Matthäus sein Evangelium geschrieben hatte, hätte es keine sozial Schwachen und Hilfsbedürftigen gegeben. Und dennoch verliert Matthäus in diese Richtung kein Wort Jesu. Im Gegenteil! Aus den ursprünglich echten Armen, die von Jesus selig gepriesen wurden (vgl. Lk 6,20), werden bei Matthäus „die Armen im Geist“ (Mt 5,3)! Weshalb wohl? Wie müssen wir das verstehen? Nun, wir können von Folgendem ausgehen:

Im Gespräch mit dem eigenen Volk

Matthäus wandte sich mit seinem Evangelium an christliche Gemeinden, die zum überwiegenden Teil aus Juden bestanden, die allem Anschein nach in ihrem Volk und in der Tradition ihres Volkes leben wollten. Die matthäischen Christen lebten ganz offensichtlich *im Gespräch* mit ihren Volksgenossen (wir kommen darauf noch ausführlicher zurück).

Im Streit um die Gültigkeit der Tora

Die matthäischen Gemeinden müssen in den von Paulus losgetretenen Streit um die Gültigkeit der Tora, d.h. um die Gültigkeit des *jüdischen* Gesetzes, hineingezogen worden sein. Denn nur auf diesem Hintergrund bekommt es einen Sinn, dass Matthäus – und eben nur er! – Jesus gleich zu Beginn ausdrücklich betonen lässt:

„Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen um aufzuheben, sondern um zu erfüllen [d.h. zu bestätigen]. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich.“ (Mt 5,17-19)

Als Himmelreich in der Gemeinschaft mit Jesus in Konkurrenz mit „Restisrael“

Dennoch genügte es nach Matthäus – gewiss in Übereinstimmung mit seinen Gemeinden – nicht mehr, das Gesetz nur in der *traditionellen* Weise zu praktizieren – in der Art und Weise also, wie es die Schriftgelehrten und Pharisäer bislang lehrten; denn für Matthäus war *mit der Person Jesu* das Reich Gottes, das Himmelreich, gegenwärtig geworden (an diesem Punkt unterscheidet sich Matthäus von Jesus! Jesus hatte die Gegenwart des Reiches Gottes ja anders begründet, vgl. das Paulusbüchlein S. 61-63). *Mit Jesus* war in den Augen des Matthäus das Himmelreich gegenwärtig – weshalb er (und noch einmal: nur er) bereits Johannes den Täufer die Gegenwart des Reiches Gottes verkündigen lassen konnte:

Was im ältesten Evangelium, bei Markus, noch so lautet:

„So trat Johannes der Täufer in der Wüste auf und verkündete Umkehr und Taufe zur Vergebung der Sünden“ (Mk 1,4), heißt im Matthäus-Evangelium:

„In jenen Tagen trat Johannes der Täufer auf und verkündete in der Wüste von Judäa: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist da!“ (Mt 3,1f)

Weil das Himmelreich mit Jesus da ist, genügt nach Auffassung der Judenchristen die traditionelle, von den Eltern übernommene Gesetzespraxis nicht mehr, weshalb Matthäus Jesus eben auch sagen lässt: „Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 5,20)

Darin gründet *die Konkurrenz* zwischen den „traditionell“ jüdischen Gemeinden zur Zeit des Matthäus und den *judenchristlichen* Gemeinden, für die Matthäus sein Evangelium schreibt!

Das Ringen um Vergebung

Achtet man nun einmal genauer darauf, welche Gedanken eigentlich nur im Matthäus-Evangelium besonders deutlich begegnen, welche Gedanken also sozusagen zu den Markenzeichen des Matthäus-Evangeliums gehören, dann fällt das Wort „vergeben“ auf – beispielsweise im Zusammenhang mit dem Vater-unser. Sie wissen ja, das Vater-unser wird uns in den Evangelien in einer doppelten Fassung überliefert. Im Lukas-Evangelium lautet es:

„Vater, geheiligt werde dein Name, (es) komme dein Reich / dein Königtum; unser nötiges Brot gib uns Tag für Tag; und erlass uns unsere Sünden, denn auch wir erlassen jedem uns Schuldenden, und nicht führe uns hinein in Versuchung.“ (Lk 11,2-4)

Bei Matthäus hingegen lesen wir: „Unser Vater in den Himmeln; geheiligt werde dein Name; (es) komme dein Reich / dein Königtum; (es) geschehe dein Wille, wie im Himmel auch auf Erden; unser nötiges Brot gib uns heute; und erlass uns unsere Schuldigkeiten, wie auch wir erließen unseren Schuldern; und nicht führe uns hinein in Versuchung, sondern rette uns vom Bösen.“ (Mt 6,9-13)

Anders als bei Lukas wird hier bei Matthäus zwischen der Vergebung Gottes und der *vorausgegangenen* menschlichen Vergebung eine Entsprechung hergestellt:

„und erlass uns unsere Schuldigkeiten, wie auch wir erließen unseren Schuldern.“

Dass diese Veränderung gegenüber der lukanischen, ursprünglicheren Fassung nicht zufällig und gedankenlos geschah, machen die zwei Worte klar, die Matthäus sofort als Jesu Worte an das Vater-unser anschließt und die wir wiederum nur bei Matthäus finden:

„Denn wenn ihr erlasst den Menschen ihre Übertretungen, wird erlassen auch euch euer himmlischer Vater; wenn ihr aber nicht erlasst den Menschen, auch euer Vater wird nicht erlassen eure Übertretungen.“ (Mt 6,14f)

Matthäus lässt die, für die er sein Evangelium schreibt, nicht im Zweifel darüber, dass sie nur in dem Maß mit Gottes Vergebung rechnen können, mit dem sie selbst vergeben *haben*! (Dass Jesus für unsere Sünden gestorben ist, spielt in diesem Zusammenhang für Matthäus überhaupt keine Rolle! Auch darauf werden wir noch zurückkommen.)

Dass diese Betonung der *eigenen* Vergebung kein Zufall ist, wird an einer weiteren Stelle deutlich, die wir wiederum nur im Matthäus-Evangelium finden. Im 18. Kapitel fragt Petrus, stellvertretend für alle Jünger und als Inhaber der „Schlüsselgewalt“ (Mt 16,19!):

„Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Siebenmal?“ (Mt 18,21)

Wenn man bedenkt, dass es schon als sehr großzügig galt, wenn man dreimal vergab (vgl. Qumran), geht Petrus in seiner Vergebungsbereitschaft ungewöhnlich weit! Und dennoch antwortet Jesus hier:

„Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal!“ (Mt 18,22)

Das heißt: grenzenlos!

Begründet wird dieses Gebot grenzenloser Vergebung mit dem Gleichnis von dem unbarmherzigen Gläubiger, das sozusagen in 2 Stufen endet:

Zunächst lässt der matthäische Jesus den König seinen unbarmherzigen Beamten fragen, der nicht vergeben wollte und nicht vergeben hatte:

„Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte?“ (Mt 18,33)

Daran anschließend sagt Jesus aber (nach Matthäus):

„Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt.“ (Mt 18,35)

Dazu passt schließlich auch noch, dass sich wiederum nur bei Matthäus in der Bergpredigt folgende Mahnung findet:

„Schließ ohne Zögern Frieden mit deinem Gegner, solange du mit ihm noch auf dem Weg bist. Sonst wird dich dein Gegner vor den Richter bringen, und der Richter wird dich dem Gerichtsdienster übergeben, und du wirst ins Gefängnis geworfen. Amen, das sage ich dir: Du kommst von dort nicht heraus, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast.“ (Mt 5,25f)

Nicht vergeben zu wollen; mit einem anderen nicht Frieden schließen zu wollen, weil man glaubt, ihm gegenüber im Recht zu sein, ist – nach Matthäus – unverständlich! Wer so handelt, verspielt seine eigene Rettung und Zukunft! Matthäus – und nur er! – wird nicht müde, das seinen Gemeinden in Gottes und in Jesu Namen einzuschärfen. Weshalb wohl?

Unter Leistungsdruck

Wir werden also am besten von dem „Leistungsdruck“ ausgehen, unter dem die matthäischen Gemeinden allem Anschein nach standen, da sie – zumindest in ihrem Kern – überzeugt waren, ihren jüdischen Glaubensgenossen gegenüber den Nachweis erbringen zu müssen, dass sie auch als Christen das Gesetz, die Tora mit ihren einzelnen Geboten, ernst nahmen. Sie, die Judenchristen, wollten in den Augen der „richtigen“, gläubigen Juden auf keinen Fall „schlechtere“ Juden sein.

In dieser Situation dürften es zunächst einmal diejenigen in den matthäischen Gemeinden nicht leicht gehabt haben, die durch ihr Verhalten den Eindruck erweckten, man nehme es *in der Praxis* eben doch nicht sehr ernst mit der Tora – sei es, weil sie sich wirklich nicht an den Weisungen der Tora orientierten und sich so als tatsächliche Übertreter des Gesetzes outeten, sei es, weil sie behaupteten, man müsse keineswegs auch zukünftig an den Praktiken festhalten, die sich im Lauf der Zeit als typisch jüdische Praxis herausgebildet hatten.

In dieser gespaltenen Gemeindesituation dürfte gewiss auch die Art und Weise gelitten haben, wie man innergemeindlich / innerkirchlich mit einander umging – im Ton, aber auch in der gegenseitigen Einschätzung. Und so wurde das Leben der matthäischen Gemeinden eben weit weniger durch den Gegensatz von arm und reich bedroht als viel mehr durch den Gegensatz von strenggläubig und liberal – wobei sich die Liberalität, wie gesagt, ganz unterschiedlich auswirken konnte: als praktische Missachtung der Tora oder als das Bemühen, *neue* toragemäße Lebensformen zu finden und zu entwickeln.

Der Leistungsdruck, unter dem sich zumindest Teile der matthäischen Gemeinden erlebten, dürfte (nach allem, was wir dem Matthäus-Evangelium entnehmen können) aber auch noch eine weitere Konsequenz gehabt haben: Durch ihre unerbittliche Fixierung auf die Tora dürften auch diese *judenchristlichen* Gemeinden für diejenigen Juden alle Attraktivität verloren haben, die es müde waren, ihr Leben immer nur „im Korsett des Gesetzes“ und nach den (oft ja auch spitzfindigen) Anweisungen der Schriftgelehrten führen zu sollen.

Auch diese Situation bedrohte *das Leben* der matthäischen Gemeinden. Sie, die die Möglichkeit hatten, den Menschen das Himmelreich *aufzuschließen* –

denn nach Matthäus hatte ja keineswegs nur Petrus die Binde- und Lösegewalt! Auch von den einzelnen Gemeinden heißt es Mt 18,18:

„Amen, ich sage euch: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein.“ -

sie also, die die Möglichkeit hatten, den Menschen das Himmelreich aufzuschließen und damit auch selbst das Himmelreich in seiner Lebendigkeit zu erfahren, sie waren im Begriff, diese Möglichkeit zu verlieren.

Das Ziel des Matthäus-Evangeliums

Deshalb wurde das Matthäus-Evangelium in *seiner* Form geschrieben (und damit eben anders als die übrigen drei Evangelien!): Bestimmte judenchristliche Gemeinden insgesamt und ihre einzelnen Glieder je für sich sollten aus allen festgefahrenen Positionen weiterkommen! Oder anders, in Anlehnung an unsere heutige Tagung ausgedrückt:

Matthäus versuchte mit seinem Evangelium, den Christen, die in ihren Gemeinden Schwierigkeiten mit einander hatten, bewusst zu machen, dass sie in ihrem Glauben und mit ihrem Glauben keineswegs schon am Ende waren, sondern weiter gehen mussten, wenn sie ihrem Glauben wirklich gerecht werden und eben dadurch das Heil finden wollten, das Gott ihnen ermöglichte.

So wie es den Verfassern des Bundesbuchs und den vorexilischen Propheten darum gegangen war, dass Jahwes Wohlwollen für die Menschen in Israel durch ganz bestimmte Verhaltensweisen wirksam wurde; so also wie die Verfasser des Bundesbuchs auf das konkrete Leben ihrer Volksgenossen achteten, um im Blick auf deren Nöte und Bedürfnisse *Gott* zur Sprache zu bringen – das also, was die Israeliten als notwendig zu tun *erkennen* sollten, wenn sie an Jahwe als ihren Gott *glaubten* -, so schaute Matthäus auf die Nöte und Gefährdungen *seiner* Gemeinden, um deren Glieder von ihren „toten Punkten“ weg- und weiterzubringen. Und auch Matthäus tat es, indem er den Menschen, zu denen er aufgrund ihres gemeinsamen Glaubens sprach, Gottes *gegenwärtigen* Willen zu Gehör brachte, der *ihren* Fortschritt, *ihr* Leben zum Ziel hatte. Denn auch sie waren in ihrem Glauben ja noch keineswegs am Ende – daran sichtbar, dass sie das noch nicht erreicht und gegenwärtig konkretisiert hatten, was ihnen von Gott her als *Heilsmöglichkeit* angeboten war.

Wie Matthäus dabei vorging, was wir also von ihm ganz konkret lernen können, möchte ich Ihnen nun an den Punkten, an den „Problemzonen“ zeigen, die uns vorher als typisch für die matthäischen Gemeinden aufgefallen waren.

2. Institutionalisierte Ausschluss dank der Schlüsselgewalt als gottgefälliger Ausdruck von Unversöhnlichkeit?

Wir sahen: Wir können, ja wir müssen wohl davon ausgehen, dass Gemeindemitglieder sich in den matthäischen Gemeinden begründbar – also nicht nur infolge irgend welcher irrationaler Abneigungen – ziemlich unversöhnlich gegenüberstanden. Ja, wenn wir die Gemeinderegel, die Matthäus uns in Kapitel 18 seines Evangeliums überliefert, ernst nehmen, dann hatte die Distanz der einen gegenüber anderen nicht nur nachvollziehbare objektive Gründe, sie hatte sich dann auch bereits „institutionalisiert“. Mt 18,15-17 lautet nämlich:

„Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen. Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei Männer mit, denn jede Sache muss durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werden. Hört er aber auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner.“ Wir kommen nicht umhin, in dieser Regel eine festgemachte, legalisierte innergemeindliche Praxis zu sehen – eine Praxis, die gewiss guten Gewissens eingeführt worden war, weil man überzeugt war, dass solche „Ausschlüsse“ auch vor Gott Bestand hätten; denn schließlich war (nach judenchristlicher Überzeugung) nicht nur zu Petrus, sondern auch zu den Gemeinden gesagt worden:

„Amen, ich sage euch: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein.“ (Mt 18,18)

Auf diesem Hintergrund gewinnt nun eine wiederum nur bei Matthäus bezeugende Eigentümlichkeit eine besondere Bedeutung:

Der ganz andere Beginn des Himmelreichs

Wir hörten im ersten Teil: Für Matthäus (und seine Gemeinden) war das Himmelreich in den christlichen Gemeinden gegenwärtig, weil dort die Menschen in der Gemeinschaft *mit dem Sohne Gottes*, mit Jesus Christus, lebten. (Aus diesem Grund konnte Matthäus das Himmelreich auch als „das Reich des Menschensohnes“ bezeichnen: 13,41; 26,28; vgl. 20,21). Oder anders ausgedrückt: Die christlichen Gemeinden waren in den Augen des Matthäus und seiner Gemeinden gleichsam „himmlische Niederlassungen“, „göttliche Dependancen“.

So etwas hatte es nun freilich auch in der Geschichte Israels noch nie gegeben. Das Himmelreich *auf Erden* war neu und seine Lebensgesetze – wer kannte sie schon wirklich?

Deshalb liebte es Matthäus mehr als alle andere Evangelisten, seinen Gemeinden die Lebensgesetze des Himmelreichs mit Hilfe von Gleichniserzählungen nahe zu bringen. Um diese Erzählungen aber als *Gleichnisse* kenntlich zu machen, verwendete Matthäus immer eine im damaligen Judentum verbreitete und allgemein bekannte Einleitung. In der Einheitsübersetzung hat sie in der Regel die Form:

„mit dem Himmelreich ist es wie mit...“.

Für jüdische Ohren klänge es noch besser, übersetzte man:

„mit dem Himmelreich verhält es sich wie mit...“.

Aber das ist für uns hier, zunächst wenigstens, nicht ganz so wichtig.

Weit wichtiger ist etwas anderes – etwas, das wiederum nur im „Münchener Neuen Testament“ wirklich gesehen und ernstgenommen wird. Nämlich: Es gibt unter den vielen Himmelreichsgleichnissen des Matthäus-Evangeliums *drei*, bei denen der Evangelist seine Einleitung insofern veränderte, als er bei ihr nicht das Präsens, die Gegenwartsform, verwendete – also nicht:

„mit dem Himmelreich *ist* es / *verhält* es sich...“.

Diese drei Gleichnisse leitete Matthäus vielmehr mit der Vergangenheitsform ein – also:

„mit dem Himmelreich *war* es / *verhielt* es sich anfänglich, ursprünglich wie...“.

Das war gewiss kein Zufall; denn eben diese drei Gleichnisse – das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (13,24-30); das Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger (18,23-35) sowie das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl (22,1-14) – sie verbindet *ein* Thema, *eine* Frage: Der rechte Umgang mit denen, die nicht „hineinpassen“: der Taumellolch unter den Weizen; der Unbarmherzige in das Reich der Barmherzigkeit, und der Gast ohne hochzeitliches Gewand in den Hochzeitssaal. Wie soll man mit solch Unpassendem umgehen?

Das aber war, wie wir ja sahen, ein entscheidendes Problem für die matthäischen Gemeinden. Wie lange sind solche Leute, die ganz offensichtlich nicht in die Gemeinden passen, weil sie die Gemeinden mit ihrem Anspruch, Orte des Himmelreichs zu sein, bei den Außenstehenden nur in Verruf brachten und auch das Innenleben der Gemeinden belasteten – wie lange muss man sie aushalten? „Bis zum Ende, bis zum letzten Gericht!“ lautet die Antwort in allen drei Gleichnissen. „Es gibt kein Recht zum Gemeinde-, zum Kirchenausschluss“ lautet die durchgehende Botschaft des Matthäus-Evangeliums. Und das *müsste* einleuchten, meint Matthäus, wenn man sich auf den zurückliegenden *Anfang* besinnt:

Mit dem Himmelreich verhielt es sich ursprünglich so, dass einer auf seinen Acker säte, um am Ende möglichst viel zu ernten. Mit dem Himmelreich verhielt es sich anfänglich so, dass ein König barmherzig war, und dass er Guten *und* Bösen Einlass zum Hochzeitsmahl seines Sohnes gewährte. Wer sich, meint Matthäus gegenüber seinen Gemeinden, auf den Anfang besinnt; wer wirklich *glaubt*, dass das Himmelreich in dieser Weise – großzügig, barmherzig, grenzenlos gastfreundlich – auf Erden seinen Anfang nahm, der kann doch nicht ernsthaft für irgendwelche Ausschlüsse aus der Gemeinde sein (vgl. hier noch einmal das Wort von A. Camus: Wer ein einziges Mal das Strahlen des Glückes auf dem Angesicht eines geliebten Menschen gesehen hat, weiß, dass es für uns Menschen keine andere Berufung geben kann, als dieses Leuchten auf den ihn umgebenden Gesichtern hervorzurufen.“).

Hier müssen wir uns nun freilich vor einem frommen Kurzschluss hüten: *Nicht der rechte Glaube, sondern das mögliche Wohl steht auf dem Spiel.*

So gewiss der Verzicht, Menschen auszuschließen und Menschen zu vergeben in den Augen des Matthäus etwas mit der Eigenart des *christlichen* Glaubens zu tun hat; so gewiss wir also nach Matthäus auch darin unseren Glauben zeigen, wie wir in unseren Gemeinden und Kirchen mit den „offensichtlichen Versagern“ umgehen – der Glaube, der recht gelebte Glaube ist nicht der eigentliche, letzte Zweck des von Matthäus eingeforderten Verhaltens. Es geht Matthäus nicht um die Rechtgläubigkeit seiner Gemeinden – nach dem Motto: „Wir glauben nur dann recht an Gott, wenn wir auch die Bösen in unserer Mitte ertragen!“ - ; es geht Matthäus vielmehr, eben sichtbar an den drei erwähnten Gleichniseinleitungen, darum, dass seine Gemeinden der heilsame Ort bleiben, an dem „das Himmelreich auf Erden“ *erlebt* werden kann.

Oder anders ausgedrückt: Nicht weil der rechte Glaube – das Glaubensbekenntnis, der „Katechismus“ – bedroht gewesen wäre, schrieb Matthäus ein *neues* Evangelium, sondern weil die Gefahr bestand, dass das Leben in seinen Gemeinden weit weniger gut sein und gelingen könnte als es an sich auf der Basis ihres Glaubens möglich war.

Nicht weil irgendwelche Glaubensfragen noch nicht völlig ausdiskutiert waren, wurde Matthäus zum theologischen Lehrer und Schriftsteller, sondern weil er sah, wie ganz bestimmte Fakten und Umstände das Leben seiner Gemeinden bedrohten. Das heißt: Diese immer wieder neu auftauchenden Gefährdungen, die uns in unserem Lebensvollzug in Frage stellen, sind es letztlich, die es nicht zulassen, dass wir im Glauben jemals am Ende sein werden.

Damit kommen wir aber auf jenen Punkt hin, auf den bereits unser erster „Arbeitsteil“ zulief: Wir sind deshalb – auch als Christen im Neuen Bund – in unserem Glauben nie am Ende, weil Gott uns auch in Jesus keine erschöpfende, abschließende theologische Klärung zuteil werden lassen wollte, sondern weil er uns *unseretwegen* in Jesus besonders klar zeigen wollte, wie wir trotz aller Schwierigkeiten und Gefährdungen „den Himmel auf Erden“ finden und erleben können.

Nur „fromme Sprüche“?

Gewiss, an diesem Punkt keimt auch in wohlwollenden Zuhörern nicht selten der Verdacht, man gerate jetzt in den Bereich „frommer Sprüche“: Gott habe uns in Jesus zeigen wollen, „wie wir trotz aller Schwierigkeiten und Gefährdungen 'den Himmel auf Erden' finden und erleben können“. Sind wir – wenn wir so etwas glauben sollen – nicht einfach deshalb in unserem Glauben nie am Ende, weil wir damit sozusagen abheben und den Boden der Realität unter den Füßen verlieren?

Dass dem nicht so ist, dass uns unser christlicher Glaube vielmehr wirklich und wahrhaftig die Möglichkeit gibt – und darin wohl seinen tiefsten Sinn hat -, für einander immer neu „den Himmel auf Erden“ erfahrbar zu machen, kann uns eben das Matthäus-Evangelium zeigen – nicht ohne uns freilich immer wieder mit einem Sachverhalt zu konfrontieren, der uns gerade im Zusammenhang mit unserem *ererbten* Glauben erfahrungsgemäß Schwierigkeiten bereitet:

Wenn wir von unserem christlichen oder auch katholischen Glauben sprechen, den wir verstehen und an dem wir treu festhalten wollen, dann orientieren wir uns fast instinktiv an der Vergangenheit; sie gibt das Maß vor; sie sagt uns, was wir zu glauben haben; von ihr abzuweichen bedeutete (nach unserem normalen Empfinden), den Glauben zu verändern oder gar aufzugeben.

Keine Fixierung auf die Vergangenheit – Ernstnahme der konkreten Lebenswelt

Dieser Fixierung auf die Vergangenheit – so als ob wir (nur) aus ihr die Wahrheit unseres Glaubens erfahren und lernen könnten – widerspricht nun Matthäus gerade um des Evangeliums willen fast durchgehend, indem er die Erzählung von Jesus nicht einfach in der „alten“ Form, d.h. in der Gestalt des Markus-Evangeliums, wiederholte, sondern sie an vielen Stellen *neu* erfindet, um uns im Lichte Jesu auf die Wege aufmerksam machen zu können, die *gegenwärtig* „den Himmel auf Erden“ erfahrbar machen würden.

Freilich, Matthäus sprach (wie wir wissen) zu Menschen, die in einer *bestimmten* Gesellschaft groß geworden und so von ihr in ihrem Fühlen *geprägt* worden waren **und** die auch weiterhin in dieser Gesellschaft mit ihren Lebensformen bleiben wollten. Die mattäischen Judenchristen waren keine

„Aussteiger“! Das werden wir berücksichtigen müssen, wenn wir uns abschließend fragen, was *wir* denn nun von Matthäus im Blick auf unser heutiges Thema: „Weshalb wir in unserem Glauben nie am Ende sind“ lernen können.

Also: Matthäus sprach zu Menschen, für die es selbstverständlich war, sich im privaten und gesellschaftlichen Leben an ein und demselben Gesetz, an der Tora des Mose, verbindlich zu orientieren. Darüber gab es keine Diskussion; denn anders, d.h. in Ablösung von diesem Gesetz sein Leben führen zu wollen, hätten die meisten als Preisgabe, als Verrat ihres bisherigen Glaubens und Lebens empfunden. Strittig war in dieser Gesellschaft – auch in ihrer judenchristlichen „Spielart“ – nur die konkrete Anwendung des Gesetzes. Wie war es gegenwärtig zu verstehen und zu praktizieren?

Darüber konnte man streiten, und darüber stritten auch die Schriftgelehrten als *Lehrer* des Volkes. Doch wenn sie zu einer Entscheidung gekommen waren, dann konnte sich der „normale“ Bürger mit gutem Gewissen an diesen Entscheidungen orientieren.

Nun wissen wir allerdings, dass

- a) der historische Jesus sich um diese gelehrte Diskussionen von sich aus nicht gekümmert hat, und
- b) die Entscheidungen der Schriftgelehrten auch nicht im Kreis von Jesu Jüngern und Jüngerinnen als mögliche Alternativen diskutiert wurden. Jesus war hier der Lehrer – und das genügte.

Diese Situation veränderte sich freilich in den Jahrzehnten nach Jesu Tod. Da wuchsen nicht nur unterschiedliche christliche Gemeinden im Raum des Judentums heran, da schälten sich in diesen Gemeinden *auch Lehrer* heraus, denen man traditionsgemäß das Recht und die Vollmacht zubilligte, maßgebende Anweisungen geben und Entscheidungen fällen zu können. Daran gab es wohl auch für Christen gewordene Juden keinen Zweifel. So war man eben groß geworden.

Das bedeutet freilich nicht, dass alle Entscheidungen dieser christlichen Lehrer bei allen Judenchristen stets auf Beifall gestoßen sein müssten – zumal wenn man bedenkt, dass man in den einzelnen Gemeinden sicherlich auch von jenen wusste, die sich *als Christen* gar nicht mehr um die Tora, das Gesetz, kümmerten. Und schließlich hatte man wohl auch noch nicht vergessen, dass Jesus selbst sich zu keiner Zeit den Entscheidungen der Lehrer, der Schriftgelehrten und Rabbis, unterworfen hatte. Hatte man dann als *Judenchrist* nicht ebenfalls das Recht, sich dort von den Entscheidungen der *christlichen* Lehrer zu dispensieren, wo man gute Gründe für seine abweichende Entscheidung zu haben glaubte?

Ein Ausweg, der nichts ändert, ist kein Ausweg

Dieser Ausweg war in den Augen des Matthäus nun aber nicht gangbar – weshalb, können wir letztlich nicht mit Sicherheit sagen. Wir können nur so viel sagen: Weil dieser Weg, der den einzelnen / die einzelne zumindest in bestimmten Punkten innerhalb der Gemeinschaft praktisch isolierte, für Matthäus keine Lebensmöglichkeit innerhalb des „Himmelreichs“ war, zögerte er nicht, eine Situation im Leben Jesu neu zu erfinden und in seinem Evangelium zu schreiben:

„Darauf wandte sich Jesus an das Volk und an seine Jünger und sagte: Auf dem Stuhl des Mose sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Darum tut und befolgt alles, was sie euch sagen. Nach ihren Taten aber richtet euch nicht. Denn sie reden, handeln aber nicht danach. Sie schnüren schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern, sie selbst aber rühren keinen Finger, um die Lasten wegzuschaffen. Alles, was sie tun, tun sie, um sich vor den Menschen zur Schau zu stellen: Sie machen ihre Gebetsriemen breit und ihre Kleiderquasten lang, beim Gastmahl möchten sie den obersten Platz und in der Synagoge die vordersten Sitze einnehmen, und auf den öffentlichen Plätzen lassen sie sich gern grüßen und von den Leuten Rabbi nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen. denn nur einer ist euer Lehrer: Christus.“ (23,1-10; Probeübersetzung der EÜ)

So weit der Evangelist Matthäus. Nur – und daran kann es heute keinen Zweifel mehr geben: So und eben das hatte der irdische, der historische Jesus von Nazaret weder gedacht noch gesagt.

Wer sich zur Zeit des Matthäus also auf den Standpunkt gestellt hätte: Ich gehe in meinem Glauben nur so weit wie Jesus gegangen ist; ich glaube nur das, was Jesus selbst gesagt hat, der hätte an diesem Punkt abgeschaltet, er hätte sich von diesen Worten, die Jesus nachträglich in den Mund gelegt wurden, nicht beeindrucken lassen. Doch genau damit hätte er darauf verzichtet, seine Gemeinde an dem Punkt weiterzubringen, an dem sich ihre Glieder festgefahren hatten und in Gefahr standen, an den aufgekommenen Spannungen zu zerbrechen.

Wenn unser Evangelist die maßgebenden Leute in der Gemeinde erreichen und beeindrucken wollte, konnte er wohl gar nicht anders argumentieren als in der eben gehörten „unhistorischen“ Weise.

Glaubensformen sind weder beliebig noch abstrakt

Auf unser Thema bezogen heißt dies aber doch: Wir sind in unserem Glauben auch deshalb nie am Ende, weil wir in der Art und Weise, wie wir ihn bedenken und zur Sprache bringen (müssten / sollten), auch von der Denk- und Verstehensweise derer abhängig sind, die wir aus unserem Glauben heraus erreichen, gewinnen und bewegen wollen, weil wir überzeugt sind, ihnen dadurch zu einem guten, gelingenden Leben helfen zu können.

Doch es gibt noch einen weiteren Grund, weshalb Matthäus über Jesus hinausgehen musste:

Die Gefahr, in welche die judenchristlichen Gemeinden in ihrer Zeit – also in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts *nach* Christus – und in ihrem Volk – das nach dem Untergang des Tempels ja ebenfalls um seine Identität kämpfte – geraten waren, hatte Jesus überhaupt nicht erlebt; diese Probleme, die sich den matthäischen Gemeinden stellten – die Frage also: wie lebt man als Jünger und Jüngerin Jesu „ganz normal“ über Jahre und Jahrzehnte hinweg, wenn man die *ganze* Tora als Lebensgrundlage ernst nehmen will – , dieses Problem hatte es für Jesus selbst überhaupt nicht gegeben!

Diese *neuen* Probleme, die ja das Leben, das Wohl und das Glück der Christinnen und Christen innerhalb des Judentums betrafen und die ja keine selbstverschuldeten, sozusagen hausgemachte Probleme waren, verlangten Antworten und Lösungen, die man nicht finden konnte, wenn man bei dem stehen blieb, was Jesus von Nazaret empfunden und gedacht hatte.

Das Joch Jesu

Doch ehe wir darauf weiter eingehen (können), sollten wir uns zunächst die weiterführende Lösung ansehen, die Matthäus seinen Gemeinden von Jesus her anbot.

Das Erste, was Matthäus seinen Gemeinden sagte, war: Wir lösen die Probleme, die sich in einer Gemeinschaft ergeben, weil sie insgesamt an einem bestimmten (Grund-)Gesetz festhält, nicht dadurch, dass einzelne sich dann „ihre“ Freiheiten herausnehmen; denn – und das mag uns zunächst überraschen – wo solche persönliche Freiheiten praktiziert werden (oder scheinbar praktiziert werden müssen), dort wird „von oben her“, d.h. von denen, die sich „auf den Stuhl des Mose gesetzt“ haben (Mt 23,2), zu schnell und zu leicht das Himmelreich verschlossen, statt aufgeschlossen.

Um diese Behauptung des Evangelisten verstehen zu können, müssen wir allerdings in seinem Evangelium einen „Sprung zurück“ machen – dorthin nämlich, wo er sich ausführlich mit der Frage befasst, wie denn das Gesetz von Jesus her zu praktizieren ist.

Auch hier blieb Matthäus nicht bei dem stehen, was ihm im Glauben der christlichen Gemeinden – in der Gestalt des Markus-Evangeliums – vorgegeben war. Gewiss, er knüpfte daran an – konkret: Matthäus nahm in dem uns interessierenden Fall jene beiden Berichte innerhalb des Markus-Evangeliums auf, an denen Markus erzählt, wie Jesu Jünger am Sabbat beim Gang durch die Felder Ähren rauften und wie Jesus noch einmal an einem Sabbat heilte. Mit diesen beiden Erzählungen hatte Markus die *neuen* Formen illustriert, in denen Jesus mit seiner Jüngerschar seine veränderte religiöse Überzeugung lebte.

Diesen beiden Erzählungen stellte Matthäus nun aber eine feierliche Einleitung voraus, durch die er den markinischen Erzählungen, die als Beispiele gedacht waren, eine sehr grundsätzliche, allgemein

gültige Bedeutung gab. Noch einmal zeichnet Matthäus Jesus als den, der niemals die Absicht hatte, das Gesetz aufzuheben. Denn er lässt Jesus nun einleitend sagen:

„Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht.“ (Mt 11,28-30)

Jesus ist also nicht einfach der, der das Gesetz aufhebt und wegnimmt. Das Joch des Gesetzes bleibt, aber es drückt nicht mehr, weil es – wie es wörtlich übersetzt eigentlich heißen müsste – „gut angepasst ist“. Wie das von Jesus her erreichbar ist, versucht Matthäus nun in dem folgenden größeren Abschnitt deutlich zu machen, den er – wie gesagt – aus dem Markus-Evangelium übernimmt und intensiv bearbeitet.

Fazit:

Im Blick auf Jesus war Matthäus zu der Überzeugung gekommen: Das Tiefste, das Eigentliche, was Gott bei all seinen Willensäußerungen *für sich* will, ist der Erweis der Barmherzigkeit. Wenn dem aber so ist, dann wird das Gesetz gewiss nicht im Sinn Gottes praktiziert, wenn Menschen durch das Gesetz kaputt gemacht werden.

Umgekehrt können nun aber Menschen gerade durch die Anwendung des Gesetzes etwas von Gott, ein „Stück Himmelreich“ erfahren! Denn wenn sie durch die Entscheidung derer, die das Gesetz zur Anwendung bringen, *erleben*, dass das Gesetz gerade um Gottes willen sie *nicht* überfordert und dass sie um Gottes willen durch ein Gesetz – was an sich möglich wäre! – eben doch nicht kaputt gemacht werden, dann erfahren sie darin eben auch einen deutlichen Hinweis auf Gott selbst.

Um dies noch genauer verstehen zu können, sollten wir uns jetzt nochmals einer Eigenart des Matthäus-Evangeliums zuwenden. Es ist die nur bei Matthäus begegnende Rede von den „Schlüsseln des Himmelreichs“ (16,18; 18,18).

Die Schlüssel des Himmelreichs

Auch an diesem Punkt war Matthäus mit Sicherheit über Jesus hinausgegangen. Diese Lösung hätte Matthäus nicht gefunden, wenn er in seinem Glauben bei Jesus stehen geblieben wäre. Nur weil er in seinem Glauben weiter ging, fand er eine Lösung, die – wirklich praktiziert – die judenchristlichen *Gemeinden* auf jeden Fall als „Orte des Himmelreichs“ bewahrt hätte.

Ehe wir nun zu einem abschließenden Fazit kommen, würde ich freilich

- a) Sie gerne noch einmal ein wenig um Geduld bitten, um Ihnen
- b) noch einen weiteren Gedanken vorlegen zu können.

Wenn man es ernst nimmt, dass die eigentlich erhellende, weiterführende und befriedende Antwort im Zusammenhang mit der Gesetzesproblematik gar nicht von Jesus selbst, sondern von Matthäus stammt, könnte man ja auch – etwas salopp – fragen:

„Ja war denn Jesus zu naiv, zu wenig 'problembewusst', dass er zu der matthäischen Lösung nicht gekommen war? Könnte es denn gar an der 'Beschränktheit Jesu' liegen, dass wir auch als Christen in unserem Glauben nie am Ende sind?“

Jesu Lebenswelt

Ich darf Sie hier zur Antwort kurz an die Situation Jesu, des *irdischen* Jesus, erinnern (vgl. Paulus-Büchlein S. 61-63; 107-115 bzw. die Abschiedsvorlesung):

1. Jesus lebte in einer extremen Naherwartung.
2. Lk 10,18: Gott will uns nicht als unser Richter begegnen.
3. Mk 2,18f: Die *Freunde* des Bräutigams, die diesen (ohne familiären „Anhang“) auf der kurzen Strecke zur Hochzeit begleiten: Deshalb sind sie „mit Gott“ im „Gottesreich“ (vgl. der reiche Jüngling).
4. Als „Freunde und Freundinnen im Gottesreich“ haben sie ganz eigene, auf kurze Zeit bezogene Spielregeln.

Das heißt: Für Jesus ergaben sich im Blick auf die (scheinbar) nur noch kurze Zeit und im Zusammenhang mit der vom übrigen Volk bewusst abgehobenen gemeinsamen Existenzweise seiner Jüngerschar ganz andere Lebensmöglichkeiten und Problemfelder als für Matthäus – und eben das ließ sie so ganz unterschiedlich glauben.

Oder – um es an einem Bild zu verdeutlichen:

Wir, die wir hier bei einander sind, leben ja – sehr grob gesehen – in der mehr oder weniger gleichen Welt: südlich der Mainlinie, aber noch abgegrenzt von der Schweiz und Österreich, im Winter des Jahres 2002. Wir lesen zwar kaum dieselbe Zeitung, aber vielleicht sehen wir doch, wenigstens im Großen und Ganzen, dieselben TV-Nachrichten.

Die Subjektivität unseres Sehens

Und dennoch sieht ein jeder und eine jede von uns die Welt und das Leben anders – selbst wenn wir in derselben Familie leben und im selben Betrieb, beim selben Unternehmen arbeiten würden.

Weshalb das so ist, lässt sich leicht begründen:

Wer beispielsweise in einer Umgebung lebt, in der immer wieder auf die Benachteiligungen, auf die Ungerechtigkeiten und Leben zerstörenden Elemente in der Gesellschaft, im Betrieb oder auch nur in der näheren Umgebung hingewiesen wird und sich hinweisen lässt, dem oder der fallen eben mit der Zeit die dunklen Seiten und die Schatten im Leben viel schneller auf als jemandem, der / die vielleicht öfters das Gegenteilige hört und zu sehen bekommt. Und beide „Menschentypen“ haben wohl – zumindest in vielen Fällen – jeweils Recht. Beide „Typen“ bilden sich das Negative oder Positive, das sie unwillkürlich sehen, nicht einfach ein. Es ist gegeben – nur wird es unterschiedlich wahrgenommen.

Aber damit fängt es ja erst an. Es gibt – wie wir ja alle ebenfalls wissen – wiederum im selben Lebensraum Menschen, denen fällt in ihrer Welt einfach nichts auf, die sehen praktisch nichts, während andere wie elektrisiert die unterschiedlichsten Möglichkeiten und Vorgänge wahrnehmen. Das *kann* Temperamentssache sein, das kann aber auch daher kommen, wie jemand herangewachsen ist und erzogen wurde und welchen Lebensstil er gegenwärtig pflegt.

Dann gibt es aber auch noch andere Gründe: Der / die eine sieht einfach besser und schärfer, kann besser als andere Bewegungen wahrnehmen und schneller darauf reagieren, ist kurzsichtig oder weitsichtig, kann extrem gut Farbnuancen unterscheiden oder ist farbenblind u.s.w.

Und schließlich gibt es Menschen, die sehen – im Großen, im Makrobereich, oder im Kleinen, im Mikrobereich, in der Natur oder in der Geschichte, im gegenwärtigen Leben oder in der gesamten Evolution – Zusammenhänge, mögliche Verbindungslinien und Hinweise auf anderes! Und auch das keineswegs nur in der Phantasie, sondern in der Wirklichkeit vorgegeben und nachprüfbar! Und all diese Unterschiede existieren, obgleich wir Menschen von Natur aus – zumindest virtuell – das gleiche Sehvermögen haben.

Das heißt: So wie sich in uns – in unserem Nervensystem – im Laufe der Zeit

a) aufgrund unserer konkreten Veranlagung und

b) infolge unseres Sehtrainings mittels dieses millionenfach zusammenhängenden Nervengeflechts eine ganz bestimmte automatische Sehweise und Lebenssicht herausbildet, so nehmen wir letztendlich die Welt und das Leben wahr.

Nicht anders ist es beim Glauben

So oder zumindest so ähnlich ist es wohl auch mit unserem Glauben: Er ist eine von allen Sinnen abhängige eigene Wahrnehmungsfähigkeit, die sich in uns herausbilden kann, um uns ganz persönlich in Stand zu setzen, mit dem auf unsere eigene Weise umzugehen, was das Leben mit sich bringt und uns zur Formung und Bereicherung, d.h. zur Gestaltung unseres Lebens anbietet.

Das ist der tiefste Grund, weshalb unser Glauben von sich aus immer auf das Leben bezogen ist und deshalb nur sinnvoll sein kann, wenn wir es mit dem Leben zu tun haben – mit dem Leben, das eben, solange wir leben, nie zu Ende ist und uns deshalb als Glaubende auch nie an ein Ende kommen lässt.

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*